DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samstag, 15. Oktober 1932

Nummer 68

Der lange Dores.

Skizze von Fr. Diederichs-Cleve.

In einem kleinen niederrheinischen Dorf ereignete sich um 1900 herum diese Geschichte. Der lange Dores war damals Polizist, und seine Haupttätigkeit bestand darin, die Amtsbriefe herumzubringen. Aber trotzdem hatte er tagtäglich harte Kämpfe zu bestehen, weil sein Ehrgeiz als Amtsperson von ihm verlangte, das Hochdeutsche zu sprechen, obwohl das niederrheinische, ins Holländische übergehende Platt sein Heimatdialekt war. Hinzu kam, daß er möglichst in jedem Satz das Wort „natürlich" anwandte, ob es angebracht war oder nicht. So schrieb er nicht ins Protokoll: „Ich traf den Landwirt P. in betrunkenem Zustand", sondern „Ich traf den Landwirt P. natürlich in betrunkenem Zustand." Oder er meldete auf dem Amt das gewiß außergewöhnliche Ereignis „Der Manes Driever hat natürlich Drillinge bekommen."

Das zweite Original im Dorfe war ebenfalls eine Amtsperson, allerdings nur eine ehrenamtliche, nämlich der Landwirt und Standesbeamte Knelles op de Kamp. Seine Tätigkeit brachte es mit sich, daß er den Klaren, ein Gläschen weißen Schnaps mit einem Stück Zucker, sehr schätzte, denn vor und nach dem Trauungsakt genehmigte er sich auf Kosten des Hochzeitspaares einige „Diverse". Das Amtspersonal hatte ihm die Worte, die er bei einer Trauung sprechen mußte, aufgeschrieben, aber unser Knelles machte das „ütt de Fust" (aus dem Kopf). Böse Zungen behaupteten, er könne nicht einmal lesen.

„Seid Ihr das Brautpaar und gewillt, in den heiligen Stand der Ehe zu treten?" fragte er gemütlich, während seine Schweinsäuglein vergnügt das Brautpaar, besonders die Braut, anzwinkerten und seinem breiten niederrheinischen Mund ein lieblicher Duft von klarem Schnaps und Zucker entstieg. Hatte das Brautpaar erglühend „Ja" gehaucht, sagte er schmunzelnd „Na, dann gratulier ick ook!" und schüttelte dem Brautpaar kräftig die Hände. Damit war der feierliche Akt beendet.

In dieses friedliche Idyll platzte nun eines Tages Jan Versteegen, ein Holländer, der sich im Dorf niedergelassen hatte. Es war ein dunkler geschmeidiger Bursche mit überseeischem Einschlag, so richtig das Gegenstück zu unserer niederrheinischen Art. Er schien vermögend zu sein, denn er kaufte sich eine Ackerwirtschaft mit drei Kühen. Die Mädel im Dorf liefen ihm bald nach und es hätte wohl schnell Krach mit den Burschen gegeben, wenn Versteegen sich um die Mädel gekümmert hätte. Aber er hatte nur Augen für die blonde Kathrin, die sich mit ihrer alten Mutter recht und schlecht durchschlug. Sie hatte allerdings über kurz oder lang eine kleine Erbschaft zu erwarten. Kathrin wollte zunächst von dem „unheimlichen" Holländer nichts wissen und sträubte sich gegen die Macht, die dieser Bursche mit den großen, dunklen Augen insgeheim auf sie wie auch auf die anderen Mädchen ausübte. Es schmeichelte aber ihrer Eitelkeit, daß der Bursche nur hinter ihr her war. Je mehr sie sich gegen den Einfluß, den er ausübte, stemmte, desto mehr unterlag sie, so daß sie eines Tages glücklich war, als er ihr einen Heiratsantrag machte.

Gerade hatte der lange Dores zur Freude des Amtspersonals erklärt, der Gemeindevertreter Manes Janssen sei über die weg e nächtlichen Randalierens gegen ihn erlassene Strafe von drei Mark „natürlich sehr erbötigt (erbost)" gewesen, als Versteegen eintrat und das Aufgebot bestellte. Eine platzende Bombe hätte nicht besser wirken können, denn niemand von den Männern im Dorf konnte diesen Burschen leiden, von dem man kaum etwas wußte. Und gerade die Kathrin war ein so hübsches und munteres Mädel. Besonders wurmte den Sekretär des Amtes die Sache, denn er hatte auf die Kathrin schon lange ein Auge geworfen.

Die Papiere des Jan waren in Ordnung, dagegen konnte man nichts machen, aber der Sekretär ließ nicht locker, sondern erkundigte sich in dem auf der Urkunde angegebenen Geburtsort nach Versteegen. Zwei Tage vor der Trauung lief die überraschende Mitteilung ein, daß von einem Versteegen nichts bekannt sei. Bei genauer Prüfung der Urkunden entdeckte der Sekretär, daß jedes Mal der Anfangsbuchstabe des Namens Versteegen in überaus geschickter Weise geändert worden war. Der Name des Holländers hatte also ursprünglich mit einem anderen Buchstaben begonnen, und das konnte nach der holländischen Sprache nur der Buchstabe T sein. Der Sekretär schickte sofort einen Eilbrief an die nächste holländische Kriminalbehörde. — —

Die Stunde der Trauung war gekommen. Das Brautpaar, der lange Dores in Gala mit aufgewichstem Schnurrbart und gebogenem Säbel und der Standesbeamte Knelles op de Kamp mit frisch gestärktem Chemisettchen waren pünktlich zur Stelle. Die Sache hätte losgehen können, aber der aufgeregte Sekretär fand das Standesregister nicht. Seit Stunden wartete er auf die Nachricht der holländischen Kriminalbehörde. Sie kam nicht. Knelles wurde immer durstiger und ungeduldiger. Der Sekretär konnte kaum noch die Haltung bewahren. Mit einem Fluch zog er schließlich das Register hervor und überreichte es Knelles, der erleichtert aufatmete. Bevor dieser aber noch seine bedeutsame Fragen tun konnte, schrie der Sekretär plötzlich wie ein Besessener auf: „Halt! Halt!" Und er stürzte aus dem Amtszimmer, dem Postboten entgegen, den er durch das Fenster gesehen hatte. Er riß dem ahnungslosen Mann das Telegramm aus der Hand.

Versteegen hatte sich verfärbt. Während man noch verständnislos den Sekretär anblickte, las dieser mit überschnappender Stimme: „Versteegen, richtig Versteegen, sofort festnehmen. Langgesuchter Heiratsschwindler und wegen Totschlags vorbestrafter Sträfling." Kaum war das letzte Wort gefallen, da sprang Versteegen auf und rannte in langen Sätzen zur Hintertür hinaus, um in den nahen Wald zu entkommen, der sich bis zur Grenze erstreckte. „Ihm nach, Dores!" schrie der Sekretär und suchtelte mit dem Telegramm herum. Kathrin blieb mit aufgerissenen Augen auf dem Stuhl sitzen, und Knelles klappte den weit geöffneten Mund wieder zu. „Ihm nach!" echote Dores und begab sich mit seinen langen Stelzbeinen, die leider durch Rheuma und Ischias gelitten hatten, auf die Verfolgung.. Der Postbote hatte den Vorgang schneller erfaßt und bereits die Verfolgung aufgenommen. Es gelang ihm auch, Versteegen kurz vor dem schützenden Wald zu erfassen. Es entspann sich ein Kampf, der für den Postboten übel ausgelaufen wäre, da Versteegen ein Messer zog, wenn nicht Dores mit seiner Plempe zu Hilfe gekommen wäre. Dores erhielt den Auftrag, den Verbrecher gefesselt ins Amtsgerichtsgefängnis der nahen Stadt einzuliefern. Auch in der Stadt erregte das Paar nicht geringes Aufsehen, ein großer Menschenschwarm zog hinter ihm her. Da geschah das Furchtbare. Dores wollte gerade mit seinem Gefangenen eine der Brücken überschreiten, da riß Versteegen sich unversehens los und sprang kopfüber mit gefesselten Händen über das Brückengeländer in die Fluten und ließ sich auf dem Rücken liegend treiben. Dores versuchte den Uferrand zu erreichen, bekam aber die Plempe zwischen die Beine und stürzte kopfüber das steile Ufer hinunter ins Wasser, so daß man sich zunächst um ihn bemühen mußte. Da schrie die Menge auf der Brücke aufs neue auf, in einem einzigen, entsetzlichen Schrei... Mit großer Schnelligkeit trieb Versteegen der Schleusenkammer der nahen Wassermühle zu. Er versuchte ans Ufer zu kommen, verzweifelt **stieß er mit den Beinen und brüllte, daß man es weithin hörte.**

Aber die Strömung war zu stark, pfeilschnell schoß das Wasser in die Kammern — eine Sekunde noch, und der Körper des Unglücklichen war verschwunden.

Von dem Verbrecher hat man nie wieder etwas gesehen und gehört. Manche behaupten, er sei heil durchgekommen und in seine Heimat gelangt, andere sagen, die Kammern hätten so gründliche Arbeit besorgt, daß nichts mehr von ihm übrig geblieben sei.

Dores kaute auf dem Heimwege verzweifelt an seinem Rapport. Es ging um sein Ansehen, denn einen gefesselten Gefangenen entfliehen zu lassen, das durfte auch Dores nicht passieren. Im Dorf erwartete ihn schon die ganze Gemeinde und im Triumphzug wurde der Verzweifelte zum Bürgermeister geführt, der erstaunt seinen nassen Polizisten betrachtete. Dores stand stramm. „Gehorsamst zu melden", schluckte er, „gehorsamst zu melden, Herr Bürgermeister..." platzte er heraus: „Der Kerl ist mir natürlich entsprungen!" — —

Große Männer haben bedeutende Sätze geprägt, die der Weltgeschichte erhalten blieben. Dores diesen!

★

Der Schicksalsklang.

Historische Skizze von Hans-Eberhard v. Besser.

Die schöne Giovani tanzte!

Kunz von Redlitz starrte auf die erleuchtete Bühne. Umrauscht von den Klängen der Geigen und Flöten, umflirrt von Licht, tanzte die Giovani, die Prima ballerina. Ein lockend süßes Lächeln umschwebte den kleinen, roten Mund. Selbst dieses Lächeln war leicht, zart, schwebend, wie alles an ihr nur duftig, weich schmiegsame Bewegung, jubelnder Rhythmus war.

Und der junge Student Kunz von Redlitz stand benommen im Hintergrunde der Loge, tastete wie abwesend über die goldenen Knöpfe seines Galarockes, griff nach dem zierlichen Kavaliersdegen, fuhr sich mit der schmalen Hand langsam über die Stirn und rührte dabei an die kunstvolle Ohrlocke, von der sich ein Puderstäubchen löste.

Die Musik spielte, die Balletteuse, umrauscht von Spitzen und hauchdünnen Schleiern, tanzte, tanzte, tanzte!

Der Siebzehnjährige schloß die Augen, eine bittere Falte zeichnete die klare, reine Stirn. Die Giovani hatte ihn haltlos gemacht, entwurzelt. Schulden über Schulden, das Studium verbummelt — das war das Ende. Die Giovani, von der ganz Leipzig sprach, an deren Seite er sich mit herzklopfender Seligkeit zeigen gedurft, sie hatte ihn zu Grunde gerichtet.

Redlitz riß die Augen auf. Er trank das lockende, lichtumflossene Bild in sich hinein. Sie liebte ihn. Es konnte nicht sein, daß er nur Spielzeug für sie war. Nein, es konnte nicht sein! Er gehörte ihr, sein Leben würde er für sie hingeben, für dieses süße, zarte Lächeln. Was für ein Glück war es, ihre Liebe zu besitzen!

Beifall brauste durch das Haus. Die Tänzerin huschte in die Kulissen.

Redlitz verließ die Loge und ging den ihm wohlbekannten Weg zur Garderobe der Künstlerin. Flüchtig betrachtete er sich in einem hohen Spiegel. Er konnte zufrieden sein. Dann riß er mit leidenschaftlicher Hast die Tür zur Garderobe auf. Die Giovani hockte auf ihrem Ruhebett, die Hände um die schmalen Knie verschlungen. Die Erregung der letzten Minuten klang noch in ihr nach. Ihre Augen leuchteten.

„Wir müssen fliehen, wir müssen fort. Wenn Ihr mich liebt, kommt mit mir!"

Die Tänzerin sah erstaunt und kopfschüttelnd auf.

Redlitz griff nach ihren Händen. Er sah ihr heiß in die flimmernden Augen. „Ich habe Schulden gemacht, seit Monaten, Euretwegen. Doch ich bereue es nicht. Wir müssen fort, irgendwohin. Mein Vater wird für mich eintreten, einen anderen Ausweg gibt es nicht."

Die Giovani zuckte die Achseln.

„Ihr liebt mich doch, ich weiß es — oder — —" Der Student trat weiß im Gesicht zurück.

„Was Ihr mit Eurem Papa auszumachen habt, geht mich nichts an, lieber Freund." Die Giovani lächelte und pfiff vor sich hin.

Da stieg in des jungen Mannes Seele kalt und klar die Erkenntnis empor, die Giovani hatte doch nur gespielt! —

Kunz von Redlitz stand auf der Straße, die Schläfen hämmerten, er versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Nur eins konnte es geben, dem Vater alles gestehen, seine Verzeihung erbitten und — und die Giovani vergessen.

Des Herbstes große Traurigkeit überspannte das kahle Land. Die Extrapost rollte und holperte dahin. Redlitz fuhr gen Schlesien. Durch eine klare Nacht ging es und wieder durch einen bunt schimmernden Herbsttag, dann traten langsam die Türme des Redlitzschen Schlosses aus der verlorenen Ferne heraus. Groß und ernst stand der Vater auf der Freitreppe, und Kunz von Redlitz legte seine schmale, knabenhafte Hand in die breite Rechte des Vaters. Und jählings erkannte er, daß der Vater seine Handlungsweise nicht begreifen konnte. Stunde auf Stunde rang er mit sich. Er schlich durch die Räume des Hauses. Er wagte Andeutungen, die nutzlos verpufften. Er saß dem Vater beim flackernden Kaminfeuer gegenüber und brachte kein Wort hervor. Der Sturm umtobte das Haus, und dem jungen Manne war, als tanzte im Scheine der prasselnden Scheite die zarte, süße Giovani.

Da sagte Kunz mit unsicherer Stimme dem Vater Gute Nacht. Er ging auf sein Zimmer. Im Alleinsein dieser Stunde sah er alle Wege versperrt, sah er sich verloren. Leise trat er auf den Flur. Die Gewehrläufe des Waffenschrankes blitzten. Mit kalter Hand nahm er eine Büchse heraus.

Bewegungslos stand er. Der Sturm jagte, und das Haus erbebte unter seiner Wucht. Dann stieg Kunz vorsichtig die Treppe hinunter. —

Der Schloßherr saß indessen, in ein Buch vertieft, am Kamin. Das Toben der Herbstnacht berührte ihn nicht.

Plötzlich dröhnte ein tiefer, schwingender Laut durch das Haus. Der Mann fuhr empor, kalkweiß im Gesicht. Das Buch polterte zur Erde.

Redlitz griff sich an den Kopf. Ein dumpfer Gongschlag war durchs Haus gehallt, ein Gongschlag!

Die alten Schriften der Familiengeschichte behaupteten, der Schloßgeist, das graue Männlein, schlage den Gong, wenn ein Redlitz in Lebensgefahr schwebte. So war es damals gewesen, als der Gaul in den Hof jagte und dem Reiter die Stirn zerschellt wurde, damals, als man seinen Urgroßvater im Walde gefunden, das Gewehr in der erkalteten Faust.

Der alte Mann strich sich über die Stirn. Er schaute sich verwirrt um. Da schoß jähe Röte in sein Gesicht. Die Gestalt seines Sohnes stand vor ihm, er sah seine Augen — verzweifelt, bittend, müde und bitter, den innersten Seelenkampf widerspiegelnd.

Mit einem Satz war der Schloßherr auf der Treppe. Er drang in das Zimmer des Sohnes. Es war leer. Der Waffenschrank stand halb offen. Redlitz rang nach Atem. Dann stürmte er mit keuchender Brust die Treppe hinab.

Er donnerte gegen die Stalltür. Die Reitknechte eilten herbei. „Die Tarantella — raus, vorwärts!"

Wenige Augenblicke später galoppierte Redlitz in die Nacht hinein. Er spürte nicht die Kraft der Sturmnacht. Er jagte vorwärts, dem Walde zu — und im tiefsten Herzen betete er „Laß mich ihn finden!"

Da schimmerte ein Gewehrlauf. Der Umriß einer Gestalt tauchte auf, Redlitz trieb dem Gaul die Sporen in den Leib, er setzte über einen Graben, und dann hatte er den Arm des Sohnes eisern fest in der Hand.

„Junge!" sagte er. „Junge!" — —

Als der Diener des Hauses am nächsten Morgen durch die Diele kam, sah er, daß der Nachtsturm das Fenster aufgedrückt und die Quaste der Gardine gegen den Gong geschleudert hatte. Er löste die Quaste, die sich verfangen hatte, und trat dann in das Herrenzimmer. Die Kerzen waren niedergebrannt, die Herren mußten lange, lange zusammen gesessen haben.

Detektiv wider Willen / Skizze von Hedda Lindner-Potsdam

„Hoppla!" Na, entschuldigen könnte er sich wenigstens, dachte Hans Norman und sah ärgerlich dem Davoneilenden nach. Unangenehmer Kerl, Profil wie 'n Geier, stellte er noch bei sich fest, dann betrat er die Fernsprechzelle und nahm den Hörer ab; schon während er die Nummernscheibe drehte, war der Fremde vergessen. Eine kühl sachliche Frauenstimme meldete sich: „Bering-Autowerke!" — „Hier Ingenieur Norman, würden Sie mich bitte mit Herrn Direktor Frantz verbinden." Kurzes Schweigen, dann kam die gleichmütige Stimme wieder: „Ich verbinde." — „Hier Ingenieur Norman. Herr Direktor, ich sollte mir heute Bescheid holen, ob ich als Rennfahrer für Ihre Wagen beim nächsten Rennen — wie? — leider unmöglich? — ja dann — — verzeihen Sie die Störung!"

Hans Norman tastete ein paarmal mit dem Hörer in der Luft herum, ehe es ihm gelang, ihn einzuhängen, und auch, als das leichte Vibrieren des Apparates längst aufgehört hatte, stand er noch unbeweglich in dem halbdunklen Raum. Es war so wundervoll still hier drinnen, der Lärm der großen Automobilausstellung klang nur ganz gedämpft herein; wenn man aber die Tür öffnete, war man wieder mitten drin in dem unruhigen Leben. Er lachte bitter auf. Nein, er war nicht mehr mitten drin, er war ein Außenseiter, dem eben die letzte schwache Hoffnung auf Arbeit zerbrochen war. Ein ungeduldiges Klopfen schreckte ihn auf, natürlich, er konnte ja nicht ewig in der Zelle hocken. Mit einer müden Bewegung wandte er sich. Da streifte sein Fuß einen Gegenstand, einen länglichen Umschlag von blaugrüner Farbe, verschlossen und ohne Anschrift. Hans Norman wog ihn nachdenklich in der Hand, ihn konnte wohl nur der Mann verloren haben, der ihn vorhin so heftig angestoßen hatte; zwar kein angenehmer Gedanke, ihm nun noch nachzurennen, aber immerhin — es mochten Werte in dem Umschlag enthalten sein. Also hinterher! Man versäumte — ja leider — nichts mehr, wenn man den Mann suchte.

Als Hans Norman die Haupthalle durchquerte, fiel ihm eine Gruppe auf, die sich um einen großen, etwas beleibten Herrn gesammelt hatte, der anscheinend sehr erregt war. Hans warf im Vorübereilen einen trüben Blick auf den Stand. Die Wingolfwerke hatten ihre führende Stellung in der Autoindustrie durch ihr neues Modell noch erheblich verstärkt. Wer da heran könnte...? Aber das war hoffnungslos. Der Geheimrat, selber vollkommen unzugänglich, hatte ja auch andere Dinge im Kopf, als sich — — halt — dort an der Treppenbiegung, war das nicht der Gesuchte? Hans eilte die Treppe hinauf, der Absatz war leer, aber oben auf der Galerie, hinter einem Pfeiler halb verborgen, natürlich — das Geierprofil war nicht zu verkennen. Der Mann beachtete sein Kommen nicht, er starrte auf die Gruppe am Wingolfstand hinunter und schien angestrengt zu lauschen. Hans berührte, um sich bemerkbar zu machen, leicht seine Schulter, im selben Augenblick bekam er einen Stoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte, und der Fremde raste an ihm vorbei die Treppe hinunter.

Hans Normans kriminelles Interesse war bisher über das gelegentliche Lesen von Detektivgeschichten nicht hinausgegangen; jetzt regte sich plötzlich in ihm außer der gesunden Wut über die unerhörte Behandlung ein Trieb, der ihn zwang, mit allem Nachdruck die Verfolgung des Flüchtenden aufzunehmen. Er federte in Riesensprüngen die Treppe hinunter. Denn wenn es dem Manne gelang, aus dem Gebäude zu entkommen, konnte er im Straßenverkehr leicht verschwinden. Unten sah sich Hans suchend um — nichts! Der Wärter am Ausgang schüttelte auf seine hastige Frage den Kopf: „Nein, hier ist niemand durchgekommen." Dann konnte er nur die andere Treppe wieder hinauf — — schon war Hans oben, er empfand mit Genugtuung, daß er einen durchtrainierten Körper hatte. Und richtig, dort auf der andern Seite, hinter einer Dame geschickt Deckung nehmend, in betont harmloser Langsamkeit... nein Freundchen, mich täuschst du nicht! Hans lief um die Galerie, ohne Rücksicht darauf, daß man im Publikum aufmerksam zu werden begann. Jetzt setzte sich auch der Fremde in Trab, aber gegen das Renntempo seines Verfolgers kam er nicht auf. Fast hatte Hans ihn erreicht, da schleuderte ihm der Mann so geschickt einen Hocker zwischen die Beine, daß er zu Fall kam. Wohl war er in Gedankenschnelle wieder hoch, aber schon hatte der Verfolgte die halbe Treppe Vorsprung, und unten war der rettende Ausgang.

Hans stand eine Sekunde mit zusammengebissenen Zähnen. Er hatte vollständig vergessen, daß er ursprünglich den Mann nur gesucht hatte, um ihm sein Eigentum zurückzugeben. Jetzt beherrschte ihn nur ein Gedanke: ihn fassen um jeden Preis. Und ehe nur die entsetzten Zuschauer begriffen, was geschah, hatte er mit beiden Händen das Treppengeländer gepackt, man sah einen Körper in hohem Bogen durch die Luft sausen, hörte einen überraschten Schrei, und dann rollten zwei gutgekleidete Herren in einem wildverschlungenen Knäuel die restlichen Stufen hinab.

Unten angekommen, wurden sie von Ausstellungsbeamten liebevoll in Empfang genommen und nachdrücklich um eine Erklärung dieses nicht gerade alltäglichen Verhaltens gebeten. Hans schilderte bereitwillig die Zusammenhänge und hielt zur Bekräftigung den gefundenen Brief in die Höhe, als ein lauter Ausruf ihn unterbrach. Ein Herr, in dem er sofort den aufgeregten Mittelpunkt der Wingolfgruppe erkannte, drängte durch die Menge und nahm dem Verdutzten ohne weitere Formalitäten den Umschlag aus der Hand. Kampfbereit — er war nun mal in der Uebung — wollte Hans auf den neuen Gegner losfahren, als ein Name aufklang, der ihn verstummen ließ. Geheimrat Wingolf wandte sich an den Beamten: „Dieser Umschlag befand sich in der Brieftasche, die mir vor einer Stunde gestohlen wurde. Er enthält die Konstruktionspläne unseres neuen Modells, und ich irre wohl nicht, wenn ich in dem Täter den Werkspion einer ausländischen Konkurrenz vermute; es sind schon mehrfach derartige Versuche an der Wachsamkeit meiner Leute gescheitert. Dieser wäre fast geglückt, wenn nicht Herr — — Ingenieur Norman", fiel Hans ein. — „... Herr Norman ihm rechtzeitig die Beute abgejagt hätte." — „Aber ohne Verdienst", gestand Hans ehrlich, „ich wollte ihm sogar sein vermeintliches Eigentum zurückgeben."

„Aber sein schlechtes Gewissen ließ ihn Ihre Annäherung falsch verstehen", lachte der Geheimrat. „Dann sind Sie eben unfreiwillig ein Werkzeug der Gerechtigkeit gewesen. Doch" — ernster werdend — „die Geistesgegenwart und" — mit einem Blick auf die Treppe — „der Mut, den Sie dabei bewiesen haben, sind wahrlich nicht alltäglich. Ich würde mich gerne morgen auf meinem Büro noch weiter mit Ihnen über diesen Vorfall unterhalten!" — —

Wenn man später den bekannten Rennfahrer Hans Norman fragte, wie er eigentlich zu den Wingolfswerken gekommen sei, pflegte er lächelnd die Uneingeweihten nicht ganz verständliche Antwort zu geben: „Als Detektiv wider Willen."

Die rheinischen Winzer feiern die Einbringung der Weinernte



Blick auf den Festzug am Rheinufer bei Bacharach, dem berühmten Weinstädtchen, das jetzt wie alle Winzerorte am Rhein und an der Mosel die Einbringung des Jahrganges 1932 mit einem gruppenreichen Festzug feierte.

Fünfzig Millionen für eine Lebensrettung.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann, vom dankbaren MacNamara, dem Gründer und gegenwärtigen Präsidenten einer der größten englischen Fabriken. Vor achtzehn Jahren war er noch ein armer Bursche, der in den Straßen von Birmingham Zeitungen verkaufte. Da verfiel er eines Tages in eine lebensgefährliche Krankheit, aus der ihn nur die Kunst eines berühmten Spezialisten retten konnte. Natürlich fehlten dem jungen Manne die Mittel, diesen Arzt in Anspruch zu nehmen. Aber nun griff das General-Hospital in großzügiger Weise ein. Es ließ auf seine Kosten den Mediziner kommen. MacNamara erfreute sich denn auch bald darauf blühendster Gesundheit. Durch Sparsamkeit und Tüchtigkeit brachte er es zum reichen Manne, und er erwies sich jüngst nachträglich für jene Lebensrettung erkenntlich, indem er dem Hospital 50 Millionen Mark stiftete.

Signalball: Nordweststurm!

Skizze von Frank Stoldt-Berlin-Zehlendorf.

Die sturmgepeitschten Wogen des Nordatlantiks zerschellten an der Steilküste der Bretagne. Schaum und Gischtflogen in Flocken über die breite Mole von Brest. Der deutsche Hochseeschlepper „Seewolf" zerrte im Innenhafen ungestüm an den Stahltrossen. Tag und Nacht horchte man in seiner Radiostation auf die Hilferufe havarierter Schiffe. Hier, wo sich wie in einem Wetterwinkel die Stürme fingen, klang am häufigsten das Notsignal im Aether: SOS! SOS!

Funker Hartwig drückte die Muschel des Fernhörers dichter ans Ohr. „Es ist draußen 'was los, Schiffer!" brummte er. Kapitän von Appen zuckte die Achseln. „Seien Sie nicht unverschämt, Blitz! Wir haben im vorigen Monat wieder den Griechen von 6000 Tonnen hereingebracht. Die Franzosen hatten gar nichts."

Die Deutschen waren allein auf Posten. Gegenüber am anderen Kai, nur getrennt durch das Hafenbecken, lag die „Turquoise", ein Schleppdampfer älterer Bauart. An diesem stürmischen Morgen wurde Pellier, der französische Funker, zur Kapitänskajüte befohlen. Der Kommandant machte ihn mit einem fremden Herrn bekannt: „Herr Dimanche, einer der leitenden Herren unserer Firma!" — Der Vorgestellte lächelte verbindlich: „Setzen Sie sich, Herr Pellier! Ich habe ein besonderes Anliegen an Sie. Möchten Sie etwas trinken?" — Pellier zögerte: „Ich bin fast ganz enthaltsam", bekannte er. In den mandelförmig geschnittenen Augen des anderen glomm es auf: „Also trinken wir alle Genever", schlug er vor, „auf ihr Wohl, Herr Pellier, Ihre Gesundheit, Kapitän Dupont!" Der Sprechende nippte am Glas und fuhr dann fort: „Wie Sie wissen, geht es unserer Gesellschaft bedauerlich schlecht. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus, meine Herren. Es fahren wegen der Wirtschaftskrise weniger Schiffe. Es passiert weniger — leider! Immerhin, meine Herren", Dimanche warf einen lauernden Blick auf seine Zuhörer, „hat der ‚Seewolf' im vergangenen Jahr dreimal mehr Beute gebracht als die ‚Turquoise'!" — „Bei 500 Pferdestärken mehr und 15 Lebensjahren weniger!" warf Dupont ein. „Gewiß! Gewiß!... Jedoch, was tut schließlich ein deutsches Fahrzeug hier in der Bretagne? Wir sollten alles versuchen, es zu verscheuchen. Bei welcher Schwäche, Kapitän, sind die Deutschen zu packen?"

Dupont, dessen blondes Haar steil den eckigen Bretonenschädel umrahmte, schaute gelassen auf den kleinen, geschmeidigen Südfranzosen und sagte knurrig: „Wobei wollen Sie die packen? Die deutschen Seeleute sind tapfer, hilfsbereit und zuverlässig. Sie wagen ihr Leben bei jedem Wetter für Angehörige aller Nationen." — Dimanche wandte sich enttäuscht zum Funker, der unter dem Einfluß des Genevers etwas glasige Augen bekommen hatte. „Pellier, helfen Sie uns! Ihre und unsere Stellung hängt am Erfolg Ihres Schiffes, oder am Mißerfolg des deutschen."

Der geschmeichelte Funker sagte mit dicker Zunge: „Man müßte die Deutschen einmal tüchtig auf den Leim führen — mit einem falschen SOS!" — Dupont fuhr erbittert auf: „Pellier, machen Sie, daß Sie hinauskommen! Wer trägt die Verantwortung, der Kommandant oder Sie?" — Dimanche griff eilig ein: „Was heißt hier Verantwortung, Kapitän Dupont? Wir schicken die Deutschen zu einer Spazierfahrt in den Atlantik. Ist das so schlimm?"

Der Kapitän riß die Tür auf, daß der Sturm hineinheulte. „Herr! Möchten Sie bei diesem Wetter auch nur eine Stunde auf seeüberstürztem Deck stehen? Wissen Sie, daß Sie ein Verbrechen beabsichtigen? Es hört doch jedes Schiff, jede Küstenfunkstelle die falschen Zeichen." — Pellier gluckste: „Ich werde ein ganz leises SOS machen, das nur auf fünfhundert Meter zu hören ist. Haha! Sie haben auf dem ‚Seewolf' gute Verstärker. Und sie sind so gewissenhaft, diese Deutschen!" — Dupont schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ein Schiff, auf dem eine derartige Teufelei vorkommt, ist nicht mehr mein Schiff!" Knallend flog die Tür ins Schloß.

Zehn Minuten später stand hinter dem Schornstein der „Turquoise" eine schwankende Gestalt, die in der einen Hand eine Türklingel ohne Glocke hielt, in der anderen Drahtenden und eine Trockenbatterie. — — —

Auf dem „Seewolf" glühten die Röhren des hochempfindlichen Radioempfängers. Hartwig drehte gelangweilt an den Skalen. Plötzlich leuchteten seine Augen auf. Ein Knarrfunke, Notsender! Lauter: SOS! SOS! Eine Position: 48.05 Nord 5.47 Ost! Nur 55 Seemeilen von Brest! Die Hand des Funkers tastete nach dem Alarmknopf. Im gleichen Augenblick flammten in allen Räumen des Schiffes kleine, grüne Meldelampen auf. An Deck warfen eilige Hände die Stahltrossen nach dem Lande los. Lautes Klingeln des Maschinentelegraphen, Summen der mächtigen Antriebsmotoren, hämmerndes Zittern der Schraubenflügel! Mit rasch zunehmender Fahrt glitt der „Seewolf" der Hafeneinfahrt zu, tauchte den stumpfen, starken Bug in die ersten lang anrollenden Wellenköpfe, daß der Gischt über Brücke und gedrungenen Schornstein flog, und rauschte ins freie Meer hinaus. 4000 PS stürmten der angegebenen Unfallstelle zu!

Auf der „Turquoise" hatten vier Augen schadenfroh zugesehen, wie beim Anlassen der Motoren zischend die Preßluft aus dem Schornstein des deutschen Schiffes entwich und wie dieses bald auf See den Blicken entschwand. Kapitän Dupont war bereits von Bord verschwunden und versuchte im nächsten Estaminet unter grauenhaften Flüchen seinen Zorn hinunterzupülen...

— — Der von Indien kommende Frachtdampfer „City of Delhi" lag seit Tagesanbruch hilflos in der groben Dünung. Mit gebrochenem Ruder, überfluteten Decks und Luken, mit zertrümmerten Rettungsbooten und arbeitsunfähiger Funkstation glich er einem Wrack. Notzeichen zerrten an der Flaggenleine, als am Horizont eine verwehte Rauchfahne erschien und sich durch den hohen Seegang der deutsche Schlepper „Seewolf" heran arbeitete. Nach drei Stunden schwieriger Manöver war die Schlepptrosse festgemacht, und das Schiff befand sich im Tau des Bergungsdampfers nach Brest unterwegs. „Sie konnten nichts mehr von ihm hören, Hartwig!" Kapitän von Appen nahm das Fernglas von den Augen. „Sehen Sie mal durch! Der kann nicht mehr funken, das Steuerbordboot hat sich losgerissen und die Wand der Radiostation eingedrückt."

Der nächste Morgen dämmerte. Kapitän Dupont war auf der „Turquoise" mit dem Zusammenpacken seiner Sachen beschäftigt. Zwischendurch warf er einen Blick auf Hafen und Mole. Plötzlich rieb er sich die Augen. Schnaubend schob sich der trutzige „Seewolf" durch die Hafeneinfahrt, an langer Trosse folgte ihm ein tiefliegender, breiter Frachtdampfer. Dupont ging an Deck, riß die Mütze vom Kopf und schwenkte sie hin und her. Kapitän von Appen winkte lächelnd mit der Hand. „Höfliche Leute, diese Franzosen!" dachte er.

Nachmittags kam er vom eingebrachten Schiff zurück und sagte zum Funker: „Blitz! Sie haben die Gabe des zweiten Gesichts! Der Engländer hat gar kein SOS geschickt. Die Funkstelle ist als Erstes ausgefallen!"

Aber Hartwig antwortete selbstbewußt: „Schiffer, ich hörte es nicht nur. Ich fühlte, daß draußen etwas los war!" Und dabei blieb er.

★

Das Mädchen mit der Schlange.

Skizze von Johannes von Kunowski-Berlin.

Job war nur ein Stallbursche. Im Zirkus schwebten die Mädchen mit ihrem Futter und den bunten Schleifen wie fremde Wesen an ihm vorüber. Der Duft von Schminke und Puder drang nicht bis zu ihm vor, der er eingehüllt war vom Duft der warmen Tierleiber. Job, wie man ihn nannte, seit ihm der Stallmeister einmal diesen Namen gegeben, liebte nur seine Tiere. Ihm galten die Frauen nichts.

Wenn der Bursche des Abends bei den Pferden stand, wie sie mit mahlenden Kiefern sich stärkten, stieg mit dem Geruche des Heus vor seinen Augen das Bild ferner Wiesen auf, wie sie nur in seiner Phantasie lebten. Endlos, saftig grüne Gräser, zwischen denen bunte Blumen sich reckten. Hügelab glitt ein Wasser durch die Fläche, und überall schritten mit nickenden Köpfen blanke Pferde über das Gras, jagten sich in wilden Sprüngen. Job aber stand inmitten von Sonne und Grün, von glänzenden Pferdeleibern und dem Blau des rinnenden Wassers, hatte einen Halm zwischen den Zähnen, den Hut tief im Nacken und sog mit Behagen diese Luft des Grüns und der Tiere ein. So träumte der Bursche, — doch dann schrillten die Klingeln, und es war Zeit, den Tieren Sättel und Zaumzeug aufzulegen.

Des Nachts, wenn die letzten Lampen erloschen waren und nur noch die düsteren Glimmer in den Stallgängen schwelten, dann fühlte sich Job wieder daheim bei seinen Tieren und seinen Träumen. Immer stiller wurde es in dem weiten Raum, die Geräusche erstickten unter der Last der niederen Decke. Irgendwo nur klirrte eine Kette, ein Eisen, stöhnte ein Tier im Schlaf mit Lauten, die Job zutiefst ergriffen. Er lag neben „Rolf", dem Shetland-Pony, tief eingewühlt in das Heu, das er über die Schüttung gestreut. Sein Kopf senkte sich am Leibe des Tieres mit jedem Atemzug des Kleinen. Sie waren gute Freunde, der Shetland und Job, seit Jahren schon, Weggefährten durch ganz Europa.

Und wie sich über Job die gesunde Schwere seines Schlafes legte, daß die Arme seitwärts glitten, schlaffer und entstraffter vom Dienst des Tages, ließ ihn plötzlich ein unheimliches Etwas erstarren. Job richtete sich auf. Dort im Stallgang mußte es sein, das lautlos dennoch dies lähmende Entsetzen schuf. Den Arm um den Hals des Pferdes gelegt, tierte er in das Dunkel. Mechanisch griff er eine Eisenkette, die leer vor der Nachbarraufe hing. — Langsam gewöhnte sich das Auge an die Dunkelheit.

Da sah er, wie es über die Fliesen des Stallgangs glitt. Schmal, einem langen sich windenden Schatten gleich, schob es sich heran. Eine Schlange, den Körben der indischen Tänzerinnen entschlüpft!

Fast zugleich mit ihm hatte „Rolf" die drohende Gefahr erkannt. Während Job das Zittern über die glatte Haut seines Lieblings wellen fühlte, unterbrach jäh das Schnauben des Tieres die lähmende Stille dieser Sekunden.

Job hob den Arm, schwang die rostige Kette, deren Fall den Wirbel der Unheimlichen brechen sollte — da trat ein anderes Bild in den kleinen Ausschnitt, den die Box zum Gang ließ. Zwei flehend erhobene Arme, ein braunes, ovales Gesicht mit dunklen, mandelförmigen Augen beugte sich zu Job und seinem Schützling.

„Wie mager diese Arme sind!" durchfuhr es den Burschen, als er im Schwunge der Kette einhielt. Das braune Mädchen beugte sich nieder zur Schlange. Kauerte sich zu ihrer Seite, neigte seinen Leib über den ihren, und während seine Augen noch immer Job baten, wiegte sein Oberkörper leicht hin und her im Klang der leisen Töne, welche die Lippen sangen.

Für Minuten, Ewigkeiten fast in dieser Spannung beider Leben, floß das Sein der beiden Jungen aus ihren Augen über zu einander. Und da die Liebe zu den Tieren in diesen Augenblicken beide beseelte, waren ihre Gesichter gut und schön und zudem von der Weichheit ihrer jungen Jahre.

Näher trat Job zu dem Pony. Die Tänzerin barg die Schlange in ihren Armen. Dann legte sie einen Finger, dessen Nagel im Dunkel seltsam leuchtete, an den Mund; und die Lippen, die noch eben der Schlange gesungen, flüsterten „Danke" oder „Gute Nacht".

Job galt es gleich, da er den Sinn nicht verstand. Wieder legte er sich auf die Streu nieder. Ihm waren der Dank und die Gute Nacht eins. Er träumte hinüber zu den Wagen mit den bunten Tüchern, hinter denen sich jetzt wohl lautlos, wie es gekommen, ein indisches Mädchen zu den Körben mit den Schlangen bückte. Wie zart waren die Gelenke der Arme gewesen, wie eben das Braun des Gesichtes und seltsam die Stimme, die das letzte Wort gesprochen...

Rolf, der Pony, prustete ängstlich. Träumte auch er von der Schlange, oder witterte er neue Gefahr, die Job, seinem Herrn von den Körben der Schlangen und Mädchen drohte?

★

Die Katze auf der Kugel.

Skizze von W. Emil Schröder.

Müde, abgehetzt kam Helga Bornstedt von ihrer Arbeit heim, drehte mechanisch den Schlüssel herum, hängte Hut und Mantel an.

Die Mutter saß am Fenster, den grauen Scheitel tief auf ein aufgegriffenes Buch gebeugt. Sie überhörte den Gruß der Tochter, aber auf ihren Lippen lag ein freundliches Lächeln. Auf Zehenspitzen ging Helga in die Küche; sie wußte, ihre Mutter haßte alles Laute. Die alte Dame war streng erzogen worden und hielt es mit ihrer Tochter nicht anders. Die Sorge um den Mann, der als Offizier im Felde stand und dann als vermißt gemeldet wurde, hatte den dunklen Scheitel früh gebleicht, tiefe Falten um den Mund gegraben. Mutter und Tochter waren sich nie recht nahe gekommen. Ihre Herzen entfernten sich voneinander immer mehr, seit der Vater lebte, dessen nie versiegender Frohsinn über die Nöte des Alltags immer Brücken zu schlagen wußte.

Wohl fanden sich Bewerber um das frische, hübsche Mädel, aber die Mutter forderte ihr Recht: Daß ihr die Tochter in alten Tagen Stütze sei, und so waren alle fern geblieben bis auf Kurt Strobach, einen strebsamen Kaufmann, dessen bescheidene Stellung der Mutter aber nicht die rechte Gewähr für eine auskömmliche Lebenshaltung zu bieten schien. Und Helga wurde zusehends älter. Sie trug dieses Los mit der Ergebenheit der gehorsamen Tochter...

Das Mädchen betrat leise das Zimmer, deckte den Abendtisch. „Komm, Mutter!"

„So fest war ihr Schlaf nie!" dachte Helga erstaunt. Sie rührte an die schmale Hand — und fuhr zurück: eiskalt. Die Augen lagen halb geschlossen — „Einen Arzt!" war Helgas erster Gedanke nach lähmendem Entsetzen.

Der Arzt kam, untersuchte lange, schüttelte den Kopf. „Durch Gift gestorben!"

„Meine Mutter war lebensfroh und dachte nie an den Tod."

Der Arzt sah Helga durchdringend an: „Wann kamen Sie nach Haus?"

„Ich — ich habe mich heute — etwas verspätet. Es mag acht Uhr gewesen sein..."

„Ich bedaure, die Polizei muß unterrichtet werden."

„Aber Sie glauben doch nicht etwa, daß ich —?" Der Arzt lächelte verbindlich: „Wozu diese Unruhe? Es ist nur eine Formalität. Die Leiche wird beschlagnahmt, das Weitere findet sich."

„— — zweifellos durch ein außerordentlich starkes Gift gestorben. Im ganzen Haushalt aber ließ sich kein Anhalt dafür finden, daß die Verstorbene das Gift selber zu sich nahm. Es muß ihr also von dritter Seite beigebracht worden sein. Das Gift selbst ist alkalischer Natur, anscheinend ein Pflanzengift. Es besteht der Verdacht, daß die Tochter der Verstorbenen ihre Hand im Spiele hatte. Als Beweggrund wird angenommen, daß die Mutter, die sich einer Heirat des Mädchens widersetzte, aus dem Wege geräumt werden sollte." Mit diesen Feststellungen schloß das Gutachten eines bekannten Gerichtschemikers, den die Kriminalpolizei zu Rate gezogen hatte.

Kurt Strobach tröstete Helga. „Es ist nichts daran, Du bist keine Mörderin. Vielleicht ein unglückseliger Zufall?"

Sie lachte verzweifelt auf. „Was soll werden? Ich unter Anklage? Freispruch aus Mangel an Beweisen? Das ist schlimmer als ein Schuldig."

Helgas Befürchtungen schienen sich zu erfüllen; sie wurde in Haft genommen, Kurt zermarterte sich das Hirn, den Schlüssel zu dem Rätsel zu finden. Wie oft schon hatte er die Stube, in der Frau Bornstedt dem geheimnisvollen Morde erlag, jeden Winkel, jede Ecke durchsucht — vergeblich.

So hatte Frau Bornstedt im Stuhl am Fenster gesessen, so das Buch gehalten — welches Buch? Da lag es noch auf dem Fenstersims, als ob sie es soeben aus der Hand gelegt. „Malaiische Keramiken."

Kurt schaute sich um — dort in einer alten, wurmstichigen Vitrine standen seltsame Plastiken fremder Länder, die der Vater Helgas von früheren Reisen nach China und Indien heimgebracht hatte, farbenbunte Götzen, Buddhas, Drachen, eine zierliche siamesische Katze auf einer Kugel, die aus goldgelbem Ton gebrannt war.

Bedächtig nahm Kurt eine der Keramiken nach der andern in die Hand, hielt sie gegen das Licht, wandte sie nach allen Seiten. Er stutzte — die Katze auf der Kugel mußte kurz zuvor von ihrem alten Platz entfernt worden sein, denn in dem feinen Hauch von Staub zeichnete sich ein dunkler Fleck ab, auf dem sie vordem gestanden.

Eine halbe Stunde später ließ sich Kurt Strobach bei dem Gerichtschemiker melden, der das Gutachten erstattet hatte, und wurde auf sein dringendes Ersuchen vorgelassen.

„Sie kommen in der Sache Bornstedt?"

„Ja. Ich habe den Mörder!" Zweifelnd sah ihn der Herr mit dem funkelnden Kneifer an, als Kurt aus umhüllendem Papier vorsichtig eine Keramik, eine Katze auf einer Kugel, zum Vorschein brachte. „Diese nadelfeine Zunge — enthält das tödliche Gift."

In den Mienen des Chemikers ging eine seltsame Verwandlung vor sich. Er schabte mit seinem Messer etwas von der nadelfeinen Katzenzunge, löste die Stäubchen in Wasser auf, ließ sich eine Ratte aus dem Laboratorium bringen und impfte ihr die Lösung ein. „Sie haben recht —" sagte er nach wenigen Minuten, als die Ratte ohne Todeskampf verendet war. „Darf ich das Innere der Keramik untersuchen?" Kurt nickte zustimmend.

Rasch war der zerbrechliche Ton zerschlagen — ein Ausruf des Erstaunens: Die nadelfeine Zunge endete in einer kleinen Höhlung, die das Gift enthielt, und darunter kamen wunderschöne, gleichmäßig geformte Perlen zum Vorschein. „Das Gift war ein Schatzwächter, wie Sie sehen. Der sofortigen Haftentlassung Ihrer Braut steht nichts im Wege — und einer baldigen Hochzeit wohl auch nicht. Mit dieser Mitgift haben Sie bestimmt nicht gerechnet."

Kurt lächelte erlöst. „Die Freiheit meiner Helga ist mir unendlich mehr wert als diese Perlen."

Ein deutsches Krieger-Ehrenmal in Dorpat



Das Ehrenmal für die im Kampf um die Befreiung des Baltikums gefallenen deutschen Soldaten, das auf dem St. Johannes-Friedhof in Dorpat (Estland) unter großer Beteiligung aller deutschen Kreise feierlich enthüllt wurde.

Sein großes Solo / Skizze von Georg Wagener

Er spielte die kleine Flöte und war im großen Orchester nur eine Nummer.

Frank Meller empfand diesen Zustand als eine persönliche Beleidigung von Seiten des Schicksals und des Kapellmeisters. Was verstand dieser Dilettant dort oben, dem sicher nur Vetternwirtschaft zu seiner Stellung verholfen hatte, von wahrer Kunst? Seinen Taktstock schwingen und seine Mähne theatralisch zurückzuwerfen, das verstanden andere auch.

Aber die Pickelflöte spielen, aus dem blanken, schwarzen Rohr Töne hervorzaubern voller Inbrunst und Wehmut, Töne, die Herz und Sinne packten und das Leben und sein Getriebe vergessen machten in seliger Weltentrücktheit, das konnte nur er, Frank Meller.

Wenn es nach Recht und Verdienst ging auf dieser Welt, dann mußte er von Zeit zu Zeit dort oben auf dem Dirigentenpodium stehen, dem Publikum zugewandt, und ein Solo blasen. Dann erst würden die Menschen erkennen, welch großer Künstler Frank Meller, der Uebersehene, war, dann würden sie den Kopf in die Hände sinken lassen, die Augen verdecken, nur um den Tönen dieser Zauberflöte lauschen zu können.

Ja, er konnte spielen, er wußte das. Er glaubte es schon lange von sich. Aber die letzte Gewißheit empfing er damals, als er vor einem Jahr ungefähr das kleine Mädchen mit den schwärmerischen Augen zum Wanderkameraden hatte. Aus irgend einer Regung heraus nahm er seine geliebte Pickelflöte mit. Und als sie dann beide abends draußen vor der Stadt am Waldsee saßen und das milde Licht des Mondes über das dunkle Wasser von Ufer zu Ufer eine silberne Brücke baute, die wohl in ein Traumland hinüberführte, da preßte sich das Mädchen eng an ihn und flüsterte: „Ich bin ja heut so glücklich!" In ihrer Seligkeit kam der Kleinen in diesem Augenblick nicht zum Bewußtsein, daß sie eine kleine Anleihe bei den schwülstigen Liebesromanen machte, die sie tagsüber fleißig las.

„Ich bin ja so glücklich!" sagte das Mädchen nochmals, und Frank Meller war es auch. Und in dieser seligen Melancholie zog er seine geliebte Pickelflöte aus der Tasche, und unter seinen Fingern hervorgezaubert flogen die zarten Töne der „Mondschein-Sonate" über den stillen Waldsee.

Da legte das Mädchen sein kleines schwärmerisches Gesicht in die Hände und weinte vor Seligkeit. Und als Frank Meller, selbst ergriffen von der Feierlichkeit des großen Augenblicks, die Flöte sinken ließ, da sagte die Kleine bewundernd: „Du bist ein großer, ein ganz großer Künstler." —

Ein Jahr war seitdem verflossen. Ein Jahr voll innerer Kämpfe, voller Enttäuschungen. Denn immer noch wartete Frank Meller darauf, daß man ihn sein Solo spielen ließ, das ihn mit einem Schlag zur Berühmtheit machen sollte. Ein glattes, rücksichtsloses Nein war die einzige Antwort des Dirigenten gewesen, als der Pickelflötenspieler sein Anliegen vortrug. Ein Nein ohne weitere Begründung, weil ja der Mann dort mit dem Taktstock nicht sagen durfte, daß ihn nur der Neid zu seiner ablehnenden Stellung veranlaßte. Oft packte Frank Meller ein Verlangen, den Mann vom Podium zu stoßen und sein Spiel, sein Flötenspiel über das der anderen im Orchester hinaufzutragen, daß sie rasch verstummten, daß alles nur ihm lauschte. Doch die Wirkung dieser plötzlichen Regungen waren nur ein paar scharfe, allzu helle Töne, die eine Dissonanz in das Gesamtspiel brachten und den Dirigenten veranlaßten, dem Sünder einen strafenden Blick zuzuwerfen.

Eine andere große Enttäuschung war gekommen. Das kleine Mädchen, das mit seiner schwärmerischen Bewunderung so wenig gegetzt hatte, ließ sich nicht mehr sehen. Es hatte seine Wohnung gewechselt, ohne Frank Meller davon zu benachrichtigen. Aber vorher schon war der Kleinen ein Geständnis entschlüpft, das alle weiteren Nachforschungen unnötig machte: „Von der Liebe allein kann man nicht leben!"

Das wäre alles anders gekommen, würde man nur Frank Meller erlaubt haben, einmal ein Solo zu spielen, einmal das Publikum von seiner großen Kunst zu überzeugen.

Nun saß er wieder im Orchester, blies die Flöte und war eine Nummer unter vierzig anderen. Er spielte ohne Aufmerksamkeit, mechanisch, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Er spielte so gleichgültig, daß der Dirigent zwischen zwei Takten den Entschluß faßte, ihn nach der Vorstellung zum letzten Mal zu ermahnen: „Sie verlieren sonst Ihre Stellung!"

Doch plötzlich horchte Frank Meller auf. Ein Schrei gellte durch den Raum: „Feuer!" Flammen schossen aus den Kulissen vor, züngelten hoch über das Orchester hinweg in den Zuschauerraum. „Feuer!"

Die Musik brach ab. Der eiserne Vorhang krachte herunter und durchschnitt die Flammen. Menschen stürzten über einander hinweg zu den Ausgängen, fluchten, weil sie nicht rasch genug vorwärts kamen, schrien um Hilfe. Die Musiker ließen ihre Instrumente stehen, rissen einander an den Schultern zurück, um zuerst die enge Ausgangstür zu erreichen, und der Dirigent schwang sich über die Brüstung hinweg in den Zuschauerraum.

„Halt!" Eine Stimme, übermenschlich laut, brüllte das Wort in das Theater hinein. Es riß die Menschen zurück wie ein Befehl, daß sie sich wandten, um mit den Blicken den zu suchen, dem diese zwingende Stimme gehörte.

Sie sahen ihn. Er stand unten im Orchester auf dem Podium des Dirigenten, schwang eine Flöte in der Rechten und griff mit den Fingern der Linken in den Zuschauerraum, als wollte er die Leute zurückhalten: „Keine Angst, meine Herren, keine Angst, meine Damen! Das Feuer ist ungefährlich. So ungefährlich, daß ich Sie bitte, zu bleiben und meinem Solo zu lauschen!"

Und dann begann Frank Meller. Er spielte vor den Flammen, die aus dem Orchester herausschlugen. Seine Augen hatten einen irren Glanz. Sie waren wie die eines Menschen, der sich endlich am lang ersehnten Ziel sah und über diesem großen Glück den Verstand verloren hatte. Er spielte mit tiefster Hingabe, als wüßte er nichts von all dem, was um ihn vor sich ging. Er spielte die „Mondschein-Sonate".

Seine Stimme, der Klang seiner Flöte hatten für Sekunden die wilde Flucht gehemmt. Und nun wandten sich die Menschen langsamer, nun wußten sie nicht recht, ob sie bleiben durften, weil dieser unbekannte Musiker noch aushielt, oder ob sie lieber das Theater überstürzt verlassen sollten. Keiner dachte daran, den Flötenspieler von seinem Podium zu reißen: „Kommen Sie, retten Sie sich!"

Ein paar Menschen waren noch im Zuschauerraum, als die „Mondschein-Sonate" vorzeitig abbrach. Denn über der Bühne löste sich, von der Hitze geborsten, ein Stück des prunkvollen Deckenputzes. Es stürzte wie ein schwerer Stein auf den Flötenspieler, und Frank Meller fiel lautlos in die Flammen des brennenden Orchesterraumes.

So endete das große Solo des unbekannten Flötenspielers. Es kostete Frank Meller, den Glücklichen, das Leben und rettete Dutzende von Menschen.

Der Schatz des Rebellengenerals.

Schätze haben von jeher die Phantasie des Menschen angeregt. Tausende sind ständig auf der Suche nach ihnen. Aber nur dem einen oder anderen gelingt einmal die große Entdeckung. Zu diesen wenigen gehört anscheinend der Deutschamerikaner Degner, der kürzlich der mexikanischen Regierung meldete, er habe den schon sagenhaft gewordenen Schatz des Rebellengenerals und Räubers Francisco Villa, der von 1910 bis 1917 die Gebiete an der amerikanischen Grenze unsicher machte, entdeckt. Die mexikanische Regierung, die vom Schatz die Hälfte für sich beansprucht, will Degner Panzerwagen und Truppen zur Verfügung stellen, um die mit einem Wert von 65 Millionen Dollar eingeschätzten Wertgegenstände in Sicherheit zu bringen. Villa hatte die üble Angewohnheit, von seinen politischen Gegnern Geld und Wertsachen zu erpressen. Er sammelte die Gegenstände in seinem Hauptquartier und brach, wenn er einige Maultierladungen zusammengebracht hatte, mit zwei Vertrauten in die unwegsamen Täler der Sierra Madre auf. Eine Woche später kam er leer zurück. Dieses Verfahren befolgte er Dutzende von Malen, bis er von Gegnern getötet wurde. Seitdem haben Hunderte von Abenteurern den Schatz zu heben versucht. Degner kam durch Zufall mit einem Arzt zusammen, den Villa im Jahre 1915 hatte gefangen nehmen und in sein Hauptquartier bringen lassen, damit der Mann sein gebrochenes Bein heilte. Von diesem Arzt erhielt Degner einige Anhaltspunkte über die Gegend, in der die geraubten Gegenstände verborgen worden waren. Nach mehr als zehn Jahre langem Suchen gelang es dann dem Deutschamerikaner, insgesamt sechs Höhlen zu entdecken, die seinen Angaben zufolge zusammen 1690 Goldbarren 1127 Silberbarren und 25 Pfund lose Edelsteine aller Art enthielten. Wenn die Angaben Degners der Wahrheit entsprechen, so hat der Mann den größten Schatz entdeckt, der in diesem Jahrhundert gehoben wurde.

Harmonie und Farbensehen.

Der als bissiger Satiriker bekannte Geiger Josef Hellmesberger unterhielt sich eines Tages mit seinem Kollegen, dem Professor Grün, über Farbempfindungen bei gewissen Klangfiguren. „Bei mir ist diese Erscheinung sehr ausgeprägt", sagte Hellmesberger, „höre ich Beethoven, so sehe ich stets Rot; höre ich Mozart, sofort habe ich das Empfinden, Blau zu sehen; höre ich aber einmal ganz schlechte Musik, so sehe ich Grün."

Tanzbären gegen Rheuma.

Eine Regierungsverfügung hat in Rumänien das Vorführen von Tanzbären verboten. Sehr zum Leidwesen mancher Leute, die fest an einem alten Volksglauben hängen, nach dem ein Rheumakranker von seinem schmerzhaften Leiden geheilt werden kann, wenn er einen Tanzbären über sich hinwegschreiten läßt. Nun sind die armen Kranken gezwungen, sich nach einem anderen Mittel umzusehen. Ob sie ein so wirkungsvolles finden werden?